

3.053
81.86
12.44
60.31
79.83
81.86
3.053

81.86
12.44
60.31
79.83
81.86
3.053

1933
Brief
0.967
2.743
2.743
0.801
13.70
1.980
13.32
2.743
0.229
1.401
169.62
2.400
58.86
2.492

1933
Brief
0.967
2.743
2.743
0.801
13.70
1.980
13.32
2.743
0.229
1.401
169.62
2.400
58.86
2.492

1933
Brief
0.967
2.743
2.743
0.801
13.70
1.980
13.32
2.743
0.229
1.401
169.62
2.400
58.86
2.492

1933
Brief
0.967
2.743
2.743
0.801
13.70
1.980
13.32
2.743
0.229
1.401
169.62
2.400
58.86
2.492

1933
Brief
0.967
2.743
2.743
0.801
13.70
1.980
13.32
2.743
0.229
1.401
169.62
2.400
58.86
2.492

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Mittwoch, 25. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Alare Verhältnisse? Was verstehst du darunter?“
„Scheidung. Und dann — unsere Heirat.“

Lilian lachte kurz auf. „Das wäre allerdings eine ideale Lösung, ich danke schön.“ Aber als sie seinen bekümmerten Blick sah, senkte sie ein. „Töricht, sich so gehen zu lassen, bei dem Plan, den sie gefaßt hatte, brauchte sie seinen Glauben an sie und vor allem seinen guten Willen.“

Sie ging zu ihm hin und legte mit einer innigen Bewegung den Kopf an seine Schulter, so daß er ihren Gesichtsausdruck nicht sehen konnte. „Schau, Stephan, wenn ich damals deine Frau hätte werden können, es wäre herrlich gewesen, aber jetzt? Jetzt wäre ich nicht mehr die Gräfin Ellingen, sondern die davongejagte Frau des Herrn Bredecke. Wie, glaubst du, würde euer Kreis dort mit seinen altmodischen Ansichten mich nach dem Skandal aufnehmen?“ Er machte eine abwehrende Bewegung. „Ja, gewiß, ich weiß wohl, ins Gesicht hinein würde man mir nichts sagen, wenn ich deine Frau bin, aber ich würde immer hinter meinem Rücken das Gezißel und Getuschel fühlen, immer wissen, daß man mich als Außenseiter betrachtet, mich nur deinetwegen duldet. Kannst du einer Frau das zumuten?“

Er schwieg eine Weile, sie fühlte seinen gepreßten Atem. „Du hast Recht“, sagte er heiser, „das darfst du dir nicht zumuten, aber was dann?“ Sie drückte ihr Gesicht noch fester an seine Schulter, halb mechanisch hob er die Hand und streichelte den blonden Kopf. Lilian schien angestrengt nachzudenken.

„Man müßte eine Erklärung finden, die Bredeckes Argwohn zerstreut, denn auch für ihn wäre es sehr hart, daß gerade du . . . den er so gern hat . . .“

„Das weiß Gott“, seine Stimme war immer noch rau, „wenn er mich haßte, es wäre leichter für mich. Ach, Goldlilie, ich bezahle deinen Besitz sehr teuer.“

Die Frau hob das Gesicht und lächelte ihn aus zärtlichen Augen an: „Zu teuer, Stepps, sag?“

Er war bezwungen und küßte sie heftig. „Nein, mein Einziges, du, aber schön ist es nicht, was du aus mir machst. Doch nun sage, was geschehen soll, wie ich dich kenne, hast du schon längst einen Vorschlag bereit.“

„Stimmt. Den einzigen Vorschlag, dessen Ausführung uns retten kann und der außerdem unsere künftigen Beziehungen sehr erleichtern wird — du mußt heiraten!“

Er prallte jäh zurück. „Heiraten . . . ich . . . du bist verrückt, verzeih mir, aber das ist doch . . .“

„Sehr vernünftig. Bitte, höre mich ruhig an. Wenn du heiratest, wird jedes Gemunkel sofort verstummen, denn man munkelt schon trotz aller Vorsicht. Wollst, die Gans, machte heute auch so eine Bemerkung. Ferner — ich kann dich allein auf dem Jernhof besuchen, was doch jetzt leider unmöglich ist. Wir können also viel ungestörter und gefahrloser zusammen sein als bisher.“

„Und das wird sich eine Frau, die dann meine Frau ist, ruhig gefallen lassen? Und ich . . . ich soll — Lilian,

du weißt, wie ich dich liebe, daß ich mit einer andern Frau . . .“

„Sollst du auch gar nicht, im Gegenteil, du kennst doch meine Eifersucht!“

Er fuhr sich nervös durch das Haar. „Also — mein Begriffsvermögen reicht leider nicht so weit, du mußt mir schon erklären, was hinter diesen rätselhaften Andeutungen steckt.“

„Die Lösung ist sehr einfach. Du heiratest eine Frau, die sich daran genügen läßt, Freifrau von Thüngern zu heißen, ohne Ansprüche an den Mann zu stellen.“

„Das gibt es nicht“, behauptete er entschieden. „Im vorigen Jahrhundert vielleicht, aber heute stehen Adelsnamen nicht mehr so hoch im Kurs, daß eine Frau nur des Namens wegen —“

„Doch“, sagte Lilian ernsthaft, „das gibt es heute noch.“

Er hob zweifelnd die Schultern. „Vielleicht — um einer unsauberen Persönlichkeit ein sauberes Gewand umzulegen, aber dazu . . .“

„Ich würde selbstverständlich niemals wagen, dir etwas derartiges vorzuschlagen“, fiel Lilian hastig ein, „es kommt natürlich nur eine in jeder Beziehung tadellose Frau in Betracht.“

Er stutze und sah sie prüfend an. „Du weißt eine solche Frau?“

Lilian nickte: „Gladys MacCatrid!“

„Gladys MacCatrid —?“ wiederholte er zögernd. „Amerikanerinnen haben früher ja häufig Adelsnamen erheiratet, aber dann waren es englische Herzöge oder wenigstens Balkanprinzen und, wie gesagt — früher. Aber jetzt kann ich mir das nicht mehr vorstellen.“

„Unterschätze die menschliche Eitelkeit nicht. Englische Herzöge sind nicht so dick gesät, und Freifrau von Thüngern klingt recht gut. Ein Rest sentimentaler Erinnerung an die deutschen Großeltern spielt wohl auch noch mit, jedenfalls weiß ich genau, daß die „Indianerin“ gern einen deutschen Adelsnamen erheiraten würde. Ohne weitere Ansprüche — wohlverstanden!“

„Bist du dessen sicher?“ fragte er mißtrauisch.

Lilian sah an ihm vorbei zum Fenster hinaus. „Ganz sicher“, sagte sie dann ruhig, „sie hat sich mir anvertraut.“

„Und ausgerechnet mich hat sie sich zu diesem Zwecke ausgesucht?“

„Das nun gerade nicht, aber ich bin fest überzeugt, daß sie einwilligen würde. Das Landleben gerät ihr besser als die Stadt, und da ihr — um die Form zu wahren — doch einige Zeit zusammen verbringen müßt, würde ihr der Jernhof sicher zusagen. Sie hat oft gesagt, wie sehr das Gestüt sie interessiert.“

Er schüttelte heftig den Kopf. „Lilian, das kann doch nicht dein Ernst sein, diese Idee, das — das geht doch einfach nicht, eine solche Heirat . . . Das ist doch unmöglich!“

„Unmöglich scheint dir der einzige Ausweg, der mich aus einer verzweifeltsten Situation rettet“, sagte Lilian schneidend, „ich muß gestehen, ich hätte von deiner

die ganze Sache unnötig, denn du bleibst der Frau doch nicht das geringste schuldig. Sie will deinen Namen, den gibst du ihr. Dafür hilft sie uns aus der Patsche — eine glatte Rechnung.“

„Eine glatte Rechnung wäre es nur, wenn sie wüßte, warum ich sie heiraten will“, erwiderte er finster.

Lilian fuhr auf. Man sollte nicht glauben, wie bitterböse diese sanften Madonnenaugen blicken können. „Du bist wahnsinnig geworden. Man kann viele Dinge tun, über die man nicht sprechen kann. Denn erst, wenn man sie ausspricht, werden sie unmöglich. Und wenn ich dir sage, daß sie mir mehrfach versichert hat, wie gerne sie gerade einen deutschen Adelsnamen führen würde, dürfte dir das eigentlich genügen. Sie wird sehr erfreut sein, wenn sich solch eine gute Gelegenheit bietet.“

„Möchtest du mir dann vielleicht sagen, wie ich meine Werbung begründen soll — wenn ich nicht die Wahrheit sagen darf?“

„Ich werde sie selbstverständlich vorbereiten und ihr sagen, daß du dich auf dem Isernhof sehr einsam fühlst und gern jemand dort hättest, der soviel Verständnis und Interesse für deinen Beruf hat wie sie.“

„Und das soll ein ausreichender Grund sein für diese Art von — Ehe?“

„Es werden noch aus ganz anderen Gründen Ehen geschlossen, das kannst du glauben. Sie jedenfalls wird diese Erklärung annehmen, weil sie ihren Wünschen entgegenkommt. Ihr seid euch ja auch nicht unsympathisch.“

„Das nicht — aber eine heiße Sache bleibt es trotzdem.“

„Es gibt keinen anderen Ausweg“, sagte Lilian drängend. „Stephan, du kannst, du darfst mich nicht im Stich lassen.“

Thüngerns Widerstand war besiegt. Er willigte ein, sich um Gladys MacCatriad zu bewerben.

Als Lilian nach Haus kam, meldete der Diener, daß der Herr Generaldirektor schon dreimal nach der gnädigen Frau gefragt habe. Lächelnd ging sie in das Zimmer ihres Mannes.

Gladys ahnt nicht, daß die kleine zufällige Begegnung mit Bredede ihr Schicksal in eine neue Bahn gelenkt hat. Oder war es nur der von Anbeginn bestimmte Weg? Wer wagt, diese Fragen zu entscheiden?

Jedenfalls meldet sich keine innere Stimme in ihr, als sie das nächste Mal mit Thüngern zusammenkommt. Wohl fällt ihr auf, daß er sich mehr mit ihr beschäftigt als sonst, daß sein Blick etwas Forstendes, Prüfendes hat, wenn er auf ihr ruht, aber sie macht sich keine Gedanken darüber. Sie ist trotz allem Wissen, das ihr die sorgfältige Erziehung der Großeltern vermitteln ließ, trotz aller Sicherheit des Auftretens, die großer Reichtum gibt, doch das Naturkind aus der Wildnis geblieben. Sie gibt sich diesem neuen Gefühl hin mit der Selbstverständlichkeit, mit der man ein Naturereignis entgegennimmt, ohne viel über das „Warum“ und „Woher“ zu grübeln. Sie weiß auch nicht, was sie nun eigentlich von Thüngern will, denn darin hat Lilian recht, ihr Weibtum schläft noch, und das Begehren des geliebten Mannes liegt so tief in ihrem Unterbewußtsein, daß sie noch keine Vorstellung erotischer Art wissend mit ihm verbindet. Ihr genügt es vorläufig, mit ihm zusammen zu sein, seine Stimme zu hören und ihn anzusehen, wenn sie glaubt, daß es niemand bemerkt, weiter will sie nichts von ihm. Denn noch ist sie keine Frau, dies Mädchen Gladys mit ihren dreiundzwanzig Jahren.

Thüngern dagegen ist durchaus nicht wohl bei der Sache. Er überzeugt sich zwar immer mehr, daß von irgendwelcher Verliebtheit für ihn, ja überhaupt von weiblichem Empfinden bei Gladys keine Rede ist, daß ihm von dieser Seite also keine Verpflichtungen erwachsen, die er nicht erfüllen kann und auch anständigerweise nicht übernehmen würde. Aber sonst — die Beziehung zu Lilian reißt ihn zwischen leidenschaftlichem Glück und

steter Vöbergelassenheit hin und her; er ist ein viel zu vornehmer Mensch, um nicht unter seiner Haltung Bredede gegenüber schwer zu leiden, und ihm wäre eine klare Lösung hundertmal lieber gewesen. Aber er ist zu sehr von Lilian abhängig, und dieser Widerspruch zwischen seiner sonstigen Energie und seiner hilflosen Schwäche dieser Frau gegenüber macht ihn zu einem innerlich unzufriedenen Menschen.

Aus dieser Stimmung heraus erscheint ihm eine Namensheirat mit Gladys in immer günstigerem Lichte. Nicht so allein auf dem Isernhof sitzen, sondern einen guten Kameraden neben sich haben, mit dem man über alle Sorgen und Pläne reden kann — Lilian dürfte man mit solchen Dingen nicht kommen — das mußte eigentlich sehr hübsch sein. Dieser Gedanke gewinnt immer mehr Gestalt in ihm, unwillkürlich wird sein Ton gegen Gladys wärmer, freundlicher, was sie beglückt, aber harmlos empfindet.

Lilian beobachtet die Entwicklung mit gespanntem Interesse, es geht ihr viel zu langsam vorwärts mit der ganzen Angelegenheit. Bredede hat zwar ihrer Erklärung, daß sie sich an jenem Abend mit Thüngern über Gladys ausgesprochen habe, anscheinend geglaubt — er liebt sie, und wenn man liebt, dann glaubt man, so lange man irgend glauben kann — aber sie kennt sein Gesicht, kennt auch diesen Zug rücksichtsloser Entschlossenheit um den Mund. So sieht er manchmal aus, wenn er zu Konferenzen geht — und dann kommt er immer als Sieger zurück. Sie fühlt sich sehr ungemütlich, wenn er Gladys fragt, wann sie bei sonstigen Theaterunternehmungen nach Hause gefahren sind und dabei erfährt, daß sie das Berliner Nachtleben durchaus nicht kennt — es mußte etwas geschehen und es muß bald geschehen. Lilian beschließt, einzugreifen und das Tempo zu beschleunigen. Außerdem möchte sie über die Vermögenslage von Thüngerns künftiger Frau gern etwas hören, er ist leidlich wohlhabend, aber längst nicht reich genug für größere Ansprüche.

Die Gelegenheit gibt sich bald. Sie haben in ihrer Dahlemer Villa zusammen verfrüht, sie beide allein, und sitzen nun im Wintergarten beim Koffa. Zum Nachtsch hat es Ananas gegeben, Gladys erzählt von den Ananasfeldern in La Paz und kommt dabei ins Plaudern über das ganze freie, ungezwungene Leben dort, den halben Tag im Sattel.

„Sie sind auch die geborene Gutsfrau“, meint Lilian lebenswürdig, „so ein Haushalt, wie dieser hier — das ganze Leben in der großen Stadt, ich glaube, das würde Ihnen auf die Dauer nicht liegen.“

„Das glaube ich auch nicht“, meint Gladys unbefangen, „wenn ich in Pittsburg meinen Vater besuchte, so lieb ich ihn habe — ich war doch immer froh, wenn ich wieder in La Paz war.“

„Wenn Sie also heiraten, müßten Sie am besten aufs Land heiraten.“

„Heiraten?“ wiederholt Gladys langsam. Sie sieht plötzlich verwirrt, beunruhigt aus.

„Kleines Schälchen“, lacht Lilian und beobachtet dabei ihr Gegenüber aus den Augenwinkeln. „Sie sind doch dreiundzwanzig Jahre alt, da müssen Sie doch schon mal ans Heiraten gedacht haben.“

„Ja“ — Gladys zögert, sie denkt an die vielen Angebote, die der Tochter von John MacCatriad folgten, wohin sie drüben ihren Fuß setzte, und die ihr nie mehr als ein mitleidig geringschätzendes Lächeln entlocken konnten, ja, eigentlich nein, an Heiraten habe ich früher nie gedacht.“

„Aber jetzt denken Sie daran?“ fragte Lilian rasch.

Gladys weiß selbst nicht, wie ihr dieses früher so plötzlich auf die Lippen kam, sie ist verlegen und schweigt.

„Kindchen, haben Sie denn kein Vertrauen zu mir“, sagt Lilian in zärtlich überredendem Ton, aber Gladys fühlt instinktiv das Unwahre darin, sie schweigt weiter, während eine dunkle Rote ihr ins Gesicht steigt.

(Fortsetzung folgt.)

Diamanten.

Von Ludwig Weber.

Es war in Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens, die vielleicht mehr Luxus hat, als irgend eine andere Stadt der Welt. Müllers Geschäft lag in der Florida, der „erblühten“, der Hauptgeschäftstraße in Buenos Aires, in der die größten, die feinsten und die teuersten Läden, mit einem Worte die Luxusgeschäfte der Stadt sich befinden.

Müller war vor etwa dreißig Jahren als armer Pforzheimer Goldschmiedsgeselle in Argentinien eingewandert. Wie jeden anderen warf auch ihn das Geschick dahin und dorthin, bis er schließlich in Buenos Aires berufliche Arbeit fand und festen Fuß fassen konnte. Die herrliche argentinische Sonne, die schon so manchem Europäer mit ihren warmen Strahlen das Haupt vergoldete, war auch ihm hold. Eines Tages zog er in der Staatslotterie den „Gordo“, das große Los, das heißt, das Glück warf ihm eine Million Pesos bares Geld in den Schoß. War mancher hätte nun in Saus und Braus gelebt. Müller als bescheidener, stiller Deutscher wagte vorläufig überhaupt nicht davon zu sprechen. Dem Banco de la Nacion vertraute er sein Geld an und arbeitete in seiner Stellung weiter. Nach einem Jahre etwa machte er in der Suipacha einen kleinen Bijouterieladen auf, wo er seine spätere Frau kennen lernte, die Jahre lang als die schönste Frau von Buenos Aires galt.

Sie war Kreolin. Wer Argentinien, Uruguay oder Chile kennt, weiß sein eigenes Lied zu singen von der Schönheit der Criolla. Die Müllerin, wie sie genannt wurde, spielte eine Rolle und sie wußte ihre Rolle gut zu spielen. Sie war bald der verwöhnte Liebling im Deutschen Klub und kam von da in den Jockeyklub, den teuersten und vornehmsten Klub in Buenos Aires, man kann sagen, in ganz Südamerika. Hier, im Jockeyklub, war es, wo die temperamentvolle Art der Argentinier sie vergötterte. Die Salons der Geld-Aristokratie öffneten sich ihr, kein großes Rennen oder sonst eine Veranstaltung war, wo man sie nicht in der vordersten Reihe sah, umgeben von einem Kreise bekannter Männer, die ihr huldigten. Müller war stolz auf sie. Nicht nur, daß er ihrer Liebe sicher war, durch ihre Beziehungen war auch sein Geschäft dezent in die Höhe geschmetzt, daß er nun schon längst die Suipacha verlassen und in der viel vornehmeren Florida sich niedergelassen hatte.

Jahre glücklicher Geschäftskonjunktur waren vergangen. Und wenn die schöne Frau ihn auch weit mehr Geld kostete, als er hätte ausgeben dürfen, so lagen die Verhältnisse doch so, daß das Geschäft die Ausgaben deckte, wenn auch Rücklagen nicht mehr möglich waren. Es erging Müller in dieser Hinsicht nicht anders als allen Argentinern, die eben die Hoffnung nicht verlieren, so lange sie den fruchtbaren Boden ihres Landes und „ihre“ warme argentinische Sonne darüber sehen. Außerdem gehörte Müller bei aller Geschäftstüchtigkeit zu denen, die glaubten, daß ein Millionenvermögen sich nicht erschöpfen könne.

Aber nun war wieder einmal eine der bekannten Krisen über das Land gekommen. Eine Ernte war verrotten, eine zweite verregnet, die darauffolgende dritte war wieder verborrt. Die Mais-, die Weizen-, die Weizenbauer waren ohne Einnahmen, Riesenherden der prachtvollen argentinischen Rinder mußten aus Futtermangel zu Jammerpreisen an die Frigorifigos, die bekannten englischen Gefrierfleisch- und Büchsenfleischfabriken verschleudert werden. Der Stolz der alleingewesenen argentinischen Eftanzieros war wieder einmal gebrochen. Die üblichen jährlichen Vergnügungsreisen nach Paris mußten unterbleiben. Die Rot hatte von neuem ihren Einzug gehalten und man hatte sich damit abgefunden, auf mancherlei zu verzichten, was früher zu einem angenehmen Lebensbedürfnis geworden war.

Im Verhältnis zu früher waren es nur wenige, denen es noch gut ging. Es waren die Leute der Elektricitätsindustrie, die Inhaber der Frigorifigos, die Leute der Bankbranche, die Großimporteure, die Zeitungs-Besitzer, die höheren Beamten des Reiches, der Stadt, der Zollbehörden usw., aber es waren immer noch genug, deren Luxusautomobile in langen Reihen in den vorgerückten Nachmittagsstunden sich durch die Florida und die großen Aveniden drängten.

Müller stand hinter der Türe seines Ladens und blickte auf die endlose Kette von Lastautomobilen, Miets- und Herrschaftswagen, die wie eine Stange sich durch die Florida schoben. Er wartete auf die Käufer, die nicht kommen wollten; er wartete auf ein großes Geschäft, denn die kleineren Tageseinnahmen konnten für ihn ja keine Rolle spielen. Die Situation fing an empfindlich zu werden. Es war nun schon beinahe drei Jahre her, daß er den letzten großen Verkauf abschließen konnte. Seine hohen Ecken liefen weiter. Sein Geschäftshaus in der Florida kostete ihn monatlich 5000 Pesos, seine Privatwohnung Ecke Callao und Alvear monatlich 2500 Pesos. Sein Vermögen lag gegenwärtig zinslos in Brillanten fest, seine Vorräte waren erschöpft. Bankkredite hätte er mit 8 Prozent verzinsen müssen, eine Remate seiner Wertgegenstände hätte seinem Ansehen sehr geschadet, und hätte ihn, wie es bei derartigen Versteigerungen

mit einem Schlag abwärts, nur Schandpreise eingebracht. Die Situation lag für ihn war einfach unangenehm.

Unbeweglich stand er hinter der Türe seines Ladens. Er hatte die Hände auf dem Kreuz zusammengelegt, die Finger der linken Hand trommelten nervös auf dem Rücken seiner rechten. Im Geschäftslokal eine unheimliche Stille. Draußen vor der Türe das ewig gleiche dumpfe Großstadtgeräusch und das Hupen der Automobile, die immer wieder wie eine Stange sich durch die Straße schoben.

Da endlich — ein Privatwagen, der vor seiner Türe stoppte. Ein ganz neuer Wagen des neuesten großen Studebaker. Ein Siebenzylinder. Gleich darauf trat eine große, schlanke Figur in Müllers Verkaufsraum. Ein Herr, blond, hager, mit Monotel, elegant gekleidet nach englischem Schnitt. Er verlangte nach dem Geschäftsinhaber, gab sich als Lord Salesbury zu erkennen und fragte, ob seine Gattin, die Lady Salesbury, schon hier gewesen sei. Müller mußte verneinen, gab aber der Hoffnung Ausdruck, die Lady bald als ihren ergebenen Diener hier begrüßen zu können. Lord Salesbury äußerte die Absicht, einen größeren Schmuck für seine Gattin zu kaufen. Er ließ im Verlauf des Gesprächs erkennen, daß er vor Kurzem erst aus Europa eingetroffen sei, daß sie beide, seine Gattin und er sich hier bei Müller treffen wollten. Seine Gattin solle den Schmuck sehen, ehe er ihn kaufe. Dann bat er noch, in seiner Wohnung in der Avenida Alvear die Nummer 4011 anzurufen und fragen zu lassen, ob die Lady noch zu Hause, oder ob sie schon hierher unterwegs sei. Müller ließ telefonieren und legte einige Prachtstücke seines Besizes vor. Eines davon erregte Lord Salesburys besonderes Interesse, es war ein mit elf prachtvollen Brillanten besetzter Halbmond, ein Collier. Er hielt das Stück bewundernd in der Hand.

Einer der Angestellten Müllers kam mit der Meldung zurück, daß die Lady seit 10 Uhr vormittags nicht in der Wohnung gewesen sei.

Dann lassen Sie bitte in meiner Villa in Coghlan Nummer 315 anrufen.

Die Betrachtung der einzelnen Schmuckstücke ging weiter. Lord Salesbury kam immer wieder auf den Halbmond zurück. Inzwischen hatte Müller dem Inhalt des Gesprächs entnehmen können, daß der Lord einer der Hauptstationäre eines der bekanntesten Frigorifigos sei, was den Geschäftsmann in Müller besonders befriedigte.

Der Angestellte Müllers brachte nun die Nachricht, daß die Lady vor etwa zwei Stunden mit dem großen Lincoln abgefahren sei.

„Danke“, erwiderte Lord Salesbury, „dann kann sie ja jeden Augenblick hier eintreffen.“

Müller war beglückt, das Geschäft schien zu Stande zu kommen. Seine Stimmung erlitt nur eine Trübung, als Lord Salesbury sagte, auf alle Fälle die Sache noch einmal beschlafen zu wollen, daß er aber, falls er sich zum Kauf entschloße, morgen vormittag wieder vorsprechen werde, um das Schmuckstück an sich zu nehmen, nachdem der Scheck, den er Müller übergeben werde, vom Banco de Londres eingelöst sei. Eine tiefe Verpeugung Müllers erwieß sein Einverständnis. Damit wäre er ja gerettet, damit käme er über die Krise hinweg.

Der Lord hatte inzwischen die einzelnen Steine des Halbmondes mit der Lupe untersucht. Jeder Stein war lupentrein und Salesbury zeigte eine innige Freude über die Schönheit der Steine.

In diesem Augenblick stoppte auch der erwartete Lincoln, der eleganteste Wagen, den Nordamerika baut, vor Müllers Türe. Gleich darauf stand die Lady vor Müller, der mit einer tiefen Verbeugung die hohe Gestalt begrüßte, während Salesbury selbst ihr die Hand küßte. Die Lady war sehr eilig. Die Steine des Halbmondes fand sie entzückend, nur zu schwer für das Objekt als solches. Wenn es überhaupt in Betracht käme, dann müßte es in ein Diadem umgearbeitet werden. Sie legte den Halbmond in die Hand Müllers zurück und betrachtete flüchtig noch einige andere Stücke. Dann entfernte sie sich scheinbar unbefriedigt mit einem Good by.

Der Lord schien unangenehm berührt von dem Verhalten seiner Gattin. Mit einer scherzhaften Bemerkung wollte er über die Situation hinwegkommen. Auch Müller war nicht gerade erfreut, hoffte aber immer noch, das Stück als Diadem umgearbeitet verkaufen zu können. Die Unterhaltung erstreckte sich nun auf die Form, die dem Schmuck gegeben werden sollte. Salesbury gefielen die Vorschläge Müllers sehr, nur käme es darauf an, daß die Lady damit einverstanden sei, mit der er morgen vormittag noch einmal vorsprechen wolle.

Salesbury nahm Hut und Stod, Müller fing an den Halbmond und die anderen Stücke in ihre Etuis zurückzulegen. Als eben der Lord Herrn Müller die Hand zum Abschied reichen wollte, hatte dieser festgestellt, daß zwei fast eben so wertvolle Stücke wie der Halbmond fehlten. Salesbury war überrascht und stellte es Müller frei, eine Visitation seiner Taschen vorzunehmen. Müller lehnte das ab. Seiner Meinung nach könne nur die Lady in der Eile die Stücke an sich genommen haben. Salesbury wies diese Unterstellung empört zurück. Müller wollte nicht gestatten,

daß Salesbury das Geschäft verließ. Ein erregter Wortwechsel endete damit, daß Lord Salesbury zwei Schutzleute, die vor Müllers Geschäft in der Florida standen, zu Hilfe rief. Den Polizeibeamten wurde der Fall auseinander gelegt, die Vernehmung endete zu Ungunsten Salesburys. Der Lord mußte es sich gefallen lassen, als verhaftet abgeführt zu werden. Nur soweit kam die Polizei ihm entgegen, daß man, um unnötiges Aufsehen zu vermeiden, dem Lord gestatten wollte, in seinem eigenen Wagen nach dem Polizeipräsidium gebracht zu werden. Müller solle innerhalb 15 Minuten vom Polizeipräsidium Näheres erfahren. Salesbury und Müller waren damit einverstanden. Im nächsten Augenblick klappten die Türen des Studebaker zu und man fuhr ab.

Nach einer halben Stunde war Müller noch ohne Nachricht. Er war aufs Höchste beunruhigt und ließ die Agenturen von Studebaker und Ford anrufen. Mittels der zweiten Telefonanlage suchte man Verbindung mit dem Polizeipräsidium. Als man nach einer anderen halben Stunde diese Verbindung erreicht hatte, wußte die Polizei von der Sache noch nichts. Bei den beiden Agenturen aber konnte festgestellt werden, daß die beiden Wagen nicht Eigentum eines Lord Salesbury seien, sondern von nicht weiter bekannten Interessenten zu Probefahrten ausgeben worden waren. Beide Wagen seien bereits nach Hause zurückgekehrt. Die Spuren der beiden Gespräche nach Coghlan und Avenida Alwear endeten in zwei obstrukten Kneipen. — Also Hochkappler! — Eine ganze Bande! Auch die beiden Schutzleute waren nicht echt.

Müller sank ohnmächtig in seinem Stuhl zusammen. Er hatte in dieser Stunde 160000 Pesos verloren.

Sparjamkeit.

Skizze von Otrud Freye.

„Frieda“, sagte Herr Bartels zu seiner kleinen Frau, „die Zeiten werden von Tag zu Tag schlechter, wir müssen viel sparsamer wirtschaften.“

„Noch sparsamer? Ich finde, wir schränken uns schon gewaltig ein und sparen an allen Ecken und Kanten.“

„Nennst du das zum Beispiel sparsam, daß du gestern wieder einen neuen Kochtopf kaufst, wo wir eine ganze Kollektion in der Küche stehen haben?“

„Wenn einer unbrauchbar oder schlecht wird, muß er eben ersetzt werden, damit dem Herrn Gemahl das Essen ordentlich zubereitet werden kann.“

„Unsinn! Schlecht! Wohl eine der üblichen Ausreden deiner Eise. Sie muß besser aufpassen. Weder tut sie mich auch jeden Morgen zu spät; ich wollte ihr noch Bescheid sagen.“

Damit raste er zur Küche. Aber Eise war nicht anwesend. Und gerade klopfte es an der Hintertür. Herr Bartels öffnete höchst eigenhändig.

Vor ihm stand ein Mann mit blauroter Nase und Stoppelbart.

„Würden Sie nicht die Güte haben und mir einen Weder ablaufen? Eine feine, zuverlässige Uhr. Prima, prima und nur fünf Mark.“

Herr Bartels schlug die Tür zu. „Quatsch!“

Gleich besann er sich aber und öffnete die Tür wieder.

„Zeigen Sie mal den Weder her.“ War es nicht ein Wint des Himmels? Wozu sich jeden Morgen über die Küchenfee und ihre Unpünktlichkeit ärgern. Der Weder würde sie schon an ihre Pflicht erinnern.

Bei den schlechten Zeiten sind fünf Mark viel Geld. Immerhin, Herr Bartels erstand den Weder.

Er war zufrieden mit dem Kauf. Er zog die Uhr auf, rückte den Weder auf die genaue Zeit, ging in Esses Kammer und stellte den Weder auf ihren Tisch.

Inzwischen hatte es an der Bordertür geklopft. Frau Bartels öffnete.

Vor ihr stand ein Mann mit blauroter Nase und Stoppelbart.

„Würden Sie nicht die Güte haben und mir einen Weder ablaufen? Ein feines, zuverlässiges Werk. Prima, prima und nur fünf Mark.“

Frau Frieda hatte gerade daran gedacht, wie ärgerlich ihr Mann auf Eise gewesen ist und geschimpft hatte, daß sie ihn keinen Morgen pünktlich wecke. War es nicht ein Wint des Himmels, wenn ihr gerade jetzt ein zuverlässiger Weder angeboten wurde?

Der geforderte Preis war bei den schlechten Zeiten viel Geld. Immerhin, Frau Bartels erstand den Weder.

Sie ging ins Esszimmer zurück und war damit beschäftigt, die Uhr aufzuziehen, als ihr Mann hereinstürzte. Er prallte zurück.

„Wo hast du den her?“

„Ich habe ihn eben gekauft — für Eise, oder besser für dich, damit sie dich nun immer pünktlich wecken kann.“

„Und von wem hast du ihn gekauft?“ Herr Bartels Stimme verkündete Unheil! „Etwa von dem Kerl mit blauroter Nase und Stoppelbart?“

„Allerdings. Ja, kennst du ihn denn?“

„Und ob! Der Lump war eben hinten gewesen, und —“

Damit raste Herr Bartels wieder in die Küche und stieß auf Eise, die gerade zurückkam.

„Haben Sie auf der Treppe einen Kerl getroffen? Einen Kerl mit blauroter Nase und Stoppelbart?“

„Auf der Treppe nicht — nee, aber unten auf der Straße habe ich ihn gesehen.“

„Das ist er! Laufen Sie rasch hinunter, holen Sie ihn ein. Er soll sofort zurückkommen. Sagen Sie ihm, daß ich — daß ich ihm noch zwei Weder ablaufen wollte.“

„Jawoll!“ sagte Eise und stürzte die Treppe hinunter, während sich Herr Bartels die Ärmel hochkrempelte.

Nach einigen Minuten kam Eise mit strahlenden Augen zurück — ohne den Kerl, aber mit einem Weder unter jedem Arm.

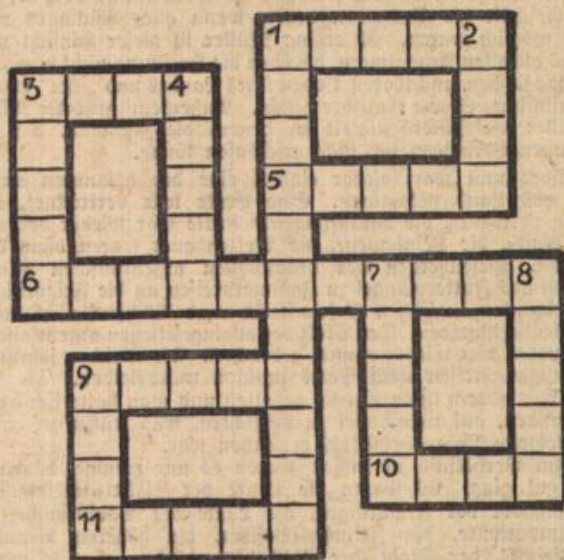
Herr Bartels starrte sie sprachlos an.

„Der Mann mit den Wedern hatte keine Zeit zurückzukommen. Ich sagte ihm, daß Sie noch zwei Weder kaufen möchten, und da meinte er, er könne sie mir gleich mitgeben, wenn ich Geld hätte. Und ich hatte gerade noch einen Zehnmarkschein, den ich der gnädigen Frau vom Einholegeld zurückbringen mußte. Das war ein glücklicher Zufall, denn sonst hätte ich die Weder nicht bekommen. Aber warum wollten Sie denn gleich zwei Weder haben?“

Herr Bartels mußte sich sehen.

„Warum? Ich dachte, man könne zwei Weder billiger; und bei diesen schlechten Zeiten muß sparsamer gewirtschaftet werden!“

Mühlenrätzel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Kautschuk-ähnliche Masse zum Isolieren. 2. Vergrößerungsglas. 3. Verbandsmaterial. 4. Inneres Organ. 7. Körper ohne Kopf. 8. Hunnenkönig. 9. Deutsches Gebirge. — Von links nach rechts: 1. Eßgerät. 3. Getränk. 5. Hausvogel. 6. Schriftliche Probearbeit in der Schule. 9. Pferdefutter. 10. Tierhaut. 11. Wildpferd.

Auflösung des Sternrätzels in Nr. 285: 1. Satt. 2. Cefse. 3. Herne. 4. Wanne. 5. Kanne. 6. La Roche. 7. Bache. 8. Eibe. 9. Narbe. 10. Salbe. 11. Cefse. 12. Halle. 13. Wilde. 14. Anode. 15. Reige. 16. Zange.